



Abonnements  
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-  
handlungen und Postanstalten des Deutschen Reichs  
 entgegen.

Ausgegeben am 23. Mai.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis  
bei allen Buchhandlungen & 1.— pro Quartal  
bei sämtlichen Postanstalten & .50 pro Quartal  
Preis der einzelnen Nummern 10 Pfg.

## Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Groffe.

(Fortsetzung.)



Kämmerer war ein Büchernarr, und außer seinen eigentlichen Handelsartikeln, nämlich außer Kalendern und Schulbüchern, enthielt seine Privatbibliothek auch werthvollere und festere Schriften, so außer den Tischreden Martin Luthers auch Jesus Sirach und die horae sacrae, dann die Volksbücher von der schönen Genoveva, vom Ritter Pontus, vom armen Heinrich und den sieben weisen Meistern, von der Melusine und Peter mit den silbernen Schlüsseln; dann die galanten Romane: Amadis Schifferin, der durchlauchtigen Sirene Aramena Liebesgeschichte, des christlichen Großfürsten Hercules und des böhmischen Fräulein Balisea Wundergeschichte, ferner Nollenhagen, Schimpf und Ernst, Eulenspiegel und Herr Tristram, vor allen aber die berühmtesten, neuesten Schöpfungen: die Geschichte des Philander von Sittewald und den Simplicius Simplicissimus. In dem hintersten Winkel verbargen sich auch geheimnißvollere Werke, als: Traumbücher, Cirkelbücher, Losbücher, endlich die Arcana des Paracelsus, Albertus Magnus und Knefelus Digby's „Eröffnung unterschiedlicher Heimlichkeiten der Natur, wobei viel scharfsinnige, kluge, wohlverwogene Neben von nützlichen und Jedermann dienlichen Dingen“, und Andere dieser Art.

Die schweren eigenen Möbel dieses Raums schienen aus alten Schlössern zusammengelaufen zu sein und manches Prachtstück verarbeiteten Wäls, ausgeplündeter Burgen und Städte hatte nach abenteuerlichen Fahrten durch hundert Hände hier seine endliche Ruhestatt gefunden. Das Sanctuarium war neben einem Spind von Ebenholz, das mit Silber eingelegt war, eine größere offene Credenz, seine eigentliche Schatzkammer. Da glänzte und funkelte es von Schaumrängen, Ketten, Humpen, Pokalen, vegetianischen Gläsern, Apostelkrügen aus Bützel und Nürnberg, zumbeschlagenen Kannen und Leuchtern, selbst uraltem Hausrath und Altargeräthen aus vereinstigten Klöstern, als: Monstranzen und Altarkelchen. Man weiß ja, wie oft dergleichen Beute im großen deutschen Kriege seinen Besitzer wechselte.

Es waren schon mehrere Gäste anwesend, außer dem Bortenwirter Bette und dem Hofschlosser Kaufmann auch der,

Kammerverwalter Kentsch, ein breiter, hoher Mann mit kahlen Schödel, und der Miemer Egger, ein Männchen mit pfiffigem Gesicht, das ununterbrochen lächelte, während der Hofschlosser als Mytiker und Beiruber stets finster und düster dreinschaute.

Abraham Kämmerer bemühte sich soeben, seine kostbaren Kleinodien hervorzuheben und die Begräbnis- und Vormundschafsmünzen zu erklären, welche außer den Interimsthalern, spanischen Reichsthalern, Rosenobeln, Engel- und Lottenthalern unter den Anwesenden von Hand zu Hand gegeben wurden.

„Ja wohl,“ sagte Kämmerer, „die Sterbmünzen sind weit aus die sinnerreichsten, zum Exempel sothane mit der Inschrift: coronam vitae accipe“ geht auf Herzog Albrecht, so 1644 zu Eisenach starb, und diese andere zeigt einen Stern in Wolken über der Erdbugel und die Inschrift:

Was allhier der Welt entgeht,  
Dort in Himmelsklarheit steht.

Solches ist die neueste und ist geprägt worden auf das Andenken unserer hochseligen Herzogin Christiane Elisabeth, so Alles zum Besten wandte; und diese,“ fuhr er fort, indem er eine andere nahm, „geht auf Herzog Wilhelm IV. Sein Bildniß ist auf einer Pyramide, die auf zweien Palmenbäumen steht; die Inschrift heisset: benediciendo beneficiat.“ weiter: natus 11. April, renatus 23. April 1598, denatus 17. Mai, humatus 24. Juni 1662. Die andere Seite will noch mehr besagen. Da reichen zwei Hände aus den Wolken, die vier zusammengebundene Pfeil tragen: fratrum inter se concordia quo firmius munimentum. Das geht auf die vier fürstlichen Brüder. Ja, Gott sei Dank, wir haben allzeit fürtreffliche Fürsten gehabt.“

„Sonderbar,“ bemerkte der ewig lächelnde Miemer Egger, „daß Ihr nur Unglücksrömchen sammelt.“

„Was wollet Ihr, Nachbar,“ war die Antwort, „sind doch die Menschen so geartet, daß sich das Schmerzhafteste allezeit



tiefer einprägt als das Lustige. Ich hab auch andere Mützen, da eine, die Herzog Bernhard schlagen ließ auf die Eroberung von Breisach, und die große auf das abgebrannte und nunmehr wiederum aufgebaute Schloß, dann auf die Einweihung der Schloßkirche von 1658, und Huldigungsthaler von Henneberg. Hätt Unseiner Mützenrecht, ich ließ auch eine schlagen auf den heutigen Freudentag!"

"Bravo, Kämmerer!" rief der Kammerverwalter Rentsch; „und ich nähme die Aufschrift: victor triplex et rex tirorum archibaseos. Gebt Acht, Ihr bringet es noch so weit, daß Ihr zum Reichsadelsstand erhoben werdet, dann müßet Ihr Euch ein Wappen erkiesen."

"Das müßt eine goldene Armbrust werden im blauen Feld," bemerkte der Riemer Egger, „darunter zwei Pinsel gekreuzt über einem Leinwiel."

Die Anderen lachten. Kämmerer ließ sich, wie es seine Art war, Alles gutwillig gefallen. Geschäftig kramte er unter seinen Schaufäden und brachte immer neue Kleinodien und Kostbarkeiten zum Vorschein, so Becher und Leuchter, sogar einen silbernen Schild mit dem Brustbild Gustav Adolfs, und einen anderen, den er in Vamberg gewonnen, mit Klee und Rosenkranz geziert und darüber den Spruch aus dem Buch der Weisheit 11, 7. und 8: „Wir wollen uns mit dem besten Wein und Salben füllen. Laßt uns die Maiblumen nicht versäumen“, und: „Laßt uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden“; endlich eine Kette, die aus dem Geschlecht der Toringer in Baiern stammte, ein Name, den Kämmerer einfach als „Thüringer“ erklärte, und so gewissermaßen für die Heimat in Anspruch nahm.

Also erfreute er sich, wie seine Gäste, mit dem Anblick der Herrlichkeiten, und die Schützenbrüder staunten, wie es ein einfacher Bürger ihres Gleichen zu so erlesenen Reichthum habe bringen können. Mancher Einer mochte ihm wohl seine Besitztümer neiden, und der mythische Hofschatz Kaufmann, der mit finsternen Widen herumstierte, murmelte etwas vom Mannen, der wie Spreu zerfliehet, und von Schätzen, die nicht Rost noch Motten fressen.

Inzwischen standen in der Fensternische die beiden Studenten Hemmeyer und Fuhrmann; ihre unbekannten Wunden von neuem waren wieder ganz geheilt, und die flotten Burschen schauten vergnüglich zum Fenster hinab und unterhielten sich flüsternd.

"Bruder," sagte Fritz Fuhrmann, „hier saßen wir nun recht eigentlich in Abrahams Schooß. So gut haben wir es lang nicht gehabt; aber was soll es nun werden? Wir können bei diesen Phäaken doch nicht auf die Dauer bleiben. Dieser König Antinous wäre schon recht, aber warum versteckt er seine Nausslaa? Beim Waschen am Meer wird sie nicht sein. Ich vernein, Bruder, wir spielen eine fast miserable Rolle hier, laß uns fort."

"Sagelt es Dir schon in's Korn, oder läufl Dir was über die Leber?" erwiderte Hemmeyer. „Zit's nicht die Eine, ist's die Andere, und daß sie spinnen auf uns, merk' ich aus hundert Anzeichen. Den Alten haben wir ganz auf unserer Partei und vor der Hausehr werden wir noch nicht die Segel streichen, mag sie die Stirn rumpfen wie sie mag. Merk' auf, beim Königschmaus giebt es ein Carmen."

"Was hilft das beim Weisbock! Ich sag Dir, diese Penelope oder Gesaba ist uns auffällig. Und was man sonst hört, will mir auch nicht gefallen. Wir sind hier in einer Satansfische."

"Ei was, Bruder, so lang es sich aus dem Vollen schöpft, frag ich nach nichts. Non olet, sagt der Kaiser. Mag ihr die misera plebs Kleiten anheulen und grummen wie die Gumpen, uns kann's nicht überwerd gehen. Gerad derothalben müssen wir die Paladine sein. Bruder, ich sag, wir machen unsre Fortun hier."

"Wirst doch nicht so hirn'schällig sein und auf den Leim gehen."

Alles in Ehren, Bruder. Sponsiren und haseliren bindet noch keinen freien Bursch. Und wär's auch so beschaffen, braucht man kein Fuchschwänzer zu sein, und kann unsträflich bleiben. Du weißt, wir haben noch manch Zähelein am Hungerloch zu nagen, drum fördern wir uns den Alten."

"Das End' wird sein, daß wir die Zeh ausbaden so oder so."

"Nicht ohne viaticum. Diesen reichen Philistären müssen wir noch einen Pöffen spielen, vorab diesem Plundermag Hofentsehl. Warst ja sonst ein anschlüssiger Kopf, warum soll's denn jetzt an Fundgrößen fehlen und Inventionen?"

Bei diesen Worten trat Abraham Kämmerer zu ihnen und rebete sie würdevoll an. „Alorum respice casus, mitius ista foris. Wir sind contentirt, Brüder in Apollo, daß Ihr wieder in Flor seid."

"Großer Phäakenkönig," sagte Hemmeyer, „Beherrscher aller Bücher in Schweinsleder, wir admiriren Euch und comiseriren Euch zugleich."

"Nil admirari, solamen miseri . . . Weshalb?" rief Kämmerer.

"Em, also Mutterwih habt Ihr auch!" fuhr Hemmeyer fort. „Schaut, aller Eurer Herrlichkeit und Opulenz will's doch an Einem gebrechen, so Ihr in Händel kommt und Hintergang. Nun denket dem nach."

"Weiß schon," rief Kämmerer, der ihn mißverstand. „Homo homini lupus, aber wir haben auch studirt auf der Wanderzeit im Reich und draußen: plenus venter — non perdidit oleum. Wir kennen auch Sinesen und Persianer und Barbaren, und sie kennen auch uns."

"Desto besser für Euch; wenn Euer Name so weit gedrungen, wird Euch in der Heimat nichts an Ehr ermangeln. So Ihr mal nach Jena kommet, machen wir Euch zum Senior und Nestor aller Hellenen. Aber Fürtrefflicher, ich mein ein Anderes: Schaut, tapferster Palamedes, Ihr habet keinen Sohn, solltet uns adoptiren."

"Ha ha, davon läßt sich reden," erwiderte Kämmerer lachend, „festinat lente anguis in herba."

"Und für heut gestattet uns," fiel rasch Fritz Fuhrmann ein, „dero hochachtbare Jungfrauen vom Hause zu salutiren."

"Die werden sicherlich kommen, sicherlich kommen," antwortete Kämmerer, „pingui Minerva semper aliquid haeret, werden gewißlich dero Ritterdienst sich zur hohen Ehr anrechnen heut und künftighin. Wenn wir Euch sonst eine Gunst erweisen können . . ."

"Gunst erweisen könnt Ihr uns freilich, Better Priamus," nahm wieder Hemmeyer das Wort.

"Bruder, mach keine Schwabenfreich," flüsterete der Kamerad, der vermuthen mochte, daß Hemmeyer in seinem Uebermuth etwa beabsichtige, den reichen Bürger ungeschickt anzugaffen.

Aber Hemmeyer ließ sich nicht irre machen.

"Ja wohl, Ihr könnt es, König Agamemmon. Ihr gabt uns noch keine Antwort auf unsere Proposition vorhin. Denket, die unsterblichen Götter schicken Euch zwei Söhne auf einmal. Was saget Ihr dazu? Und wenn Ihr solche tapfere Söhne haben werdet, so Euch in Jähren und Weltthäteln vertheidigen, ziemt es auch, sie auf hoher Schul zu fördern. Ich hab noch zwei Semestra zu absolviren, aber der verheulste Strauß von neuem hat meinen Schadel und Capitulum fast erheblich tangirt und ich merk, was es sagen will:

Traurig sein und doch singen ist eine große Pein, Lasset sich schwerlich zwingen: weinen und lustig sein.

Nun, nicht besser steht es um meinen Bruder, hat wohl seine studia cum laude vollendet, aber nun heißt es Examina machen und um den Doctorhut werben. Das geht schier an die Rippen, und sein arm Mütterlein hat nichts mehr sich abzubrechen. Nachher ständ' uns die Welt offen überall, wie alle Kanzeln und Katheder."

"Meine hochgelahrten Herren," sagte Kämmerer feierlich, — die Aussicht, zwei studirte Leute möglicherweise doch zu Schwiegersöhnen zu bekommen, berauschte ihn von Neuem —



„Wir sind uns wohl wissend, Euch eine Schadloshaltung zu schulden. Non quae lata manent, etiam praevia non vitantur. Laßt uns dies noch rechtlich consideriren. Wenn sind wir in Bereitschaft, Euch das Hineinreichende zu contribuiren für etliche Semestra, so man ansonst darauf rechnen kann, Euch in aller Eile und Ehe unserer Familie zu accommodiren, für die Zukunft mein ich.“

„In saecula saeculorum, heut und für immer, alter Erzbater Abraham!“ rief Hemmeyer im überströmenden Drang seines Herzens. „Wenn Du das thust, doch pardonnirtest oder pardonnirtest auch nicht, gleichviel, komm her, alter Herbergsbater und Schwiegervater in spe, machen wir heut Schmolliß im voraus mit altem Burschenspruch: Ich thue was Dir lieb ist, ich meide was Dir zuwider ist!“

Und ehe sich Kämmerer dessen versehen konnte, befand er sich von den Armen der Studenten umschlungen und mußte ihre Küsse erwidern.

„Und nun hol Deine Sarah und die Cordel und Veronica und die Jüngste!“

Inzwischen begannen ein paar Violon und Flöten sich hören zu lassen, um die Gäste zum Festmahl einzuladen.

Die Gesellschaft war vollständig geworden, wiewohl Manche, die mit gutem Recht erwartet, ausgeblieben waren. Des Herzogs plötzlicher Anfall, der inzwischen in der ganzen Stadt bekannt geworden, hatte eine Anzahl bestimmt, noch im letzten Augenblick abzusagen; Andere waren dennoch gekommen aus Neugier.

Außer den schon Erwähnten waren anwesend: der Schützenhauptmann, wie der Rüstmeister und vier von den Siebenern, vom hohen Rath der Stadt nur der Syndicus Wilhelm Krausold, ein wohlwollender leutseliger Herr in den besten Jahren, von großer Redegewandtheit; endlich zuletzt auch ein ehrsüchtiges trippelndes Männchen, der Amtsbienner Pfefferkorn, der sich nach löblicher Mäßigkeit und Gewohnheit besonders der Leitung der Tafelmusik annahm.

Das Festmahl begann und zwar vorläufig ohne Frauen. Im zweiten geräumigen Prunkzimmer Kämmerers war eine umfangreiche Tafel in sogenannter Fußleisteform aufgerichtet und mit Blumen, Vasen und den lodenden Meisterwerken der Bäckerkunst geziert.

Der Schützenkönig ließ es in der That heut an nichts fehlen, und wenn Frau Maria, was freilich selten geschah, einmal ihre Vorrathskammern aufstieß, so geschah es in ausgiebiger Weise. Es war Alles in verschwenderischer Fülle vorhanden. Die Braten dampften, die Blumen dufteten, die Gläser klangen und der Schall der Musik wechselte mit sinnreichen Trinksprüchen.

Abraham Kämmerer wunderte sich diesmal selbst im Stillen über die verschwenderische Freigebigkeit seiner sparsamen Hausfrau. Aber seine rosenfarbene Lanne kam keineswegs zu der Vermuthung des düsterblickenden Hofschlossers, der hinter dieser augenfälligen Pracht irgend eine Absicht argwohnte, wie es sich denn in der Folge auch bestätigte.

Sonderbar war es mit der Bedienung. An Stelle der fortgejagten Diensthofen mußten der Hundsjunge Hans Morgenroth und die lahme Witin Quicini aushelfen, eine ängstliche und hastige Person von scheuem Wesen, die mit dem langgeschossenen streuwelköpfigen Jungen wie ein grinsendes Gespenst hin und her huschte; und so konnte es nicht fehlen, daß Manches verkehrt aussah und die kundige leitende Frauenhand vermissen ließ. So kamen die sauren Gurken zur süßen Meßspeise, und die Karpfen kamen mit dem Apselnus, das zur Gans bestimmt gewesen, während die sehnlichst erwartete Schüssel mit den Würstchen und Blankohl ganz ausblieb und auf irgend einem Nebentisch den Fliegen zum Opfer fiel. Es war eine confuse Tafelordnung, aber die Verstimmung wich sehr bald der Wirkung des Nebensastes und dem allgemeinen Gelächter.

Die beiden Studenten Hemmeyer und Fuhrmann, welche rechts und links neben dem Schützenkönig als seine „adoptirten

Söhne“ saßen, halfen mit redlichem Bemühen „heilenisches Leben“ unter die „Hyperbörde“ bringen.

Hemmeyer hielt ein großes Garmen auf die Schützen überhaupt und begann im Geschmack jener Zeit mit Heracles und den Nymphaliden, ging dann durch die ganze Weltgeschichte bis zum Wilhelm Tell, und Alle waren nichts gegen unsern Schützenkönig.

Fuhrmann secundirte ihn in gleichem Hopsstil mit Hinweisen auf Paris, Salomede und Ulysses, die zu ihrer Zeit auch ihren Bogen gespannt und herrliche Siege errötheten; aber was war das Alles gegen Abraham Kämmerer, den neuen Ulysses von Weimar. So brachte er sein Wohl aus und daneben das der Penelope.

„Ja wo bleibt denn die Penelope, die treue Hausfrau und die lieben Töchterlein?“

Dieser Ruf wurde bald allgemein, bis Einer der Lustigsten, der liebenswürdige Syndicus Krausold, den Puppen erhob und mit wohlklingender Stimme begann:

„Zawohl, Hochgedler und Ehrenfester, wo ist Frau Penelope? Die weilen nun ein Schützenkönig nicht minder wie Saul und David und Herodes seine Reichs- und Regierungsjahre haben mag, so laßt auf und als seinen Ministern und hohen Räten die Pflicht des Bestandes, denn die Weiblein sind theils schädlichen sonst, theils eigenwilliger Armuth voll, so ihre sonderren Wege gehet, wie es heißt:

Vincitur nisi lingua prius, non vincitur uxor,  
Uxorem solus qui superit, superat.

Weiter aber, dieneissen hochgelobte Armbrust-Schützen-Bruderschaft die Rathin des jüngsten Sprößlings war und ist und demgemäß Vaterrechte besitzt, woran ich zu moniren mich für befugt halte, so laßt uns sonder Verzug Hausführung halten nach der Frau Schützenkönigin, wie nach den Königskindern, denen verborgenen Grazien, auf daß wir sie solemniiter einholen und auf ihre Ehrenplätze restituiren, auch wenn sie sich gegenwärtig verbergen und verstecken sollten. Kommet, Weiser, voran und Blutenbläser, wir wollen suchen und inquiriren.“

Mit allgemeinem Jubel wurde der Vorschlag begrüßt, und der Zug ordnete sich unter lautem Gelächter, die Musik voran, um wirklich die ganze Wohnung zu durchsuchen.

Aber bevor man noch das Zimmer verlassen, that sich unerwartet die breite Mittelthür auf und Frau Maria erschien im prächtigen Feststaat, neben ihr beide Töchter Concordia und Veronica, die brüßlich gekräuselt waren, und hinter ihnen die beiden Hochzeiter Johann Viekte und Zacharias Kramer.

Es war, wie wenn warmer Sonnenschein und Frühlingsglanz in das große Zimmer drang, so anmuthig war die Gruppe der Frauen, und trotz der Lieblichkeit der Töchter konnte Frau Maria immer noch als die Schönste von den Dreien gelten.

Abraham Kämmerer war im ersten Moment vom Erscheinen seiner ganzen Familie, noch mehr der ungeladenen Gäste erstaunt, ja bestürzt, aber man ließ ihn nicht zu sich selbst kommen.

Mit lautem Freudenruf und mit festlicher Fanfare der Musikanten wurden die Ankömmlinge empfangen und sofort zum Ehrenplatz an der Tafel geleitet, das heißt in die Mitte der Tafel neben Kämmerer, rechts und links beide Töchter und ihnen gegenüber die beiden Hochzeiter. Da blieb kein Platz mehr für die Herren Studenten, die sich urplötzlich auf die Seite geschoben saßen.

Alle ihre galanten Versuche, sich den beiden Jungfrauen zu nähern, scheiterten, wie an einer ehernen Mauer, an den ersten Mienen der Mutter und Töchter, wie an der entschlossenen Haltung der beiden jungen Bürger. Concordia und Veronica, die beiden sittigen Bürgermädchen, glücken in ihrem schwarzen Abendmahlkleid und ihren grünen Kränzen schier zwei Können, die eingeleidet werden sollten; sie saßen züchtig und ehrbar vor sich nieder, um dann doch hin und wieder mit ihren Verlobten leise zu plaudern und zu lächeln.

Abraham Kämmerer befand sich in einer schwer zu beschreibenden Stimmung.



Einerseits fühlte er sich auf dem Gipfel des Glücks und Vergnügens, daß seine werthe Ehehälfte nun doch noch Vernunft angenommen und mit den Kindern erschienen war. Andererseits reizte und verblüffte ihn die Unwesenheit der beiden Ungeladenen, die gar nicht so thaten als wenn sich in ihrem erklärten Verhältnis zur Familie seit der letzten Woche irgend etwas geändert hätte.

„Es was“, dachte Kämmerer für sich, was soll ich mich darum kümmern. Nachher, so ein Täuschung beliebt, werden die beiden Mäusenöhne denen Speisbürgern schon Wind und Sonne abgewinnen. Also Geduld bis dahin.“

Eines aber ließ seinen Gleichmuth doch nicht recht aufkommen. Frau Maria blieb ernst und feierlich, wie es bei solchen Anlässen doch nicht ihre Gewohnheit war.

Wie groß aber war sein Erschaunen, und das der ganzen Gesellschaft, als sich Frau Maria kurze Zeit, nachdem sie Platz genommen, wieder erhob und begann:

„Mit Vergnügen, hochachtbare Herren und Gefreundete, zwar mücht ich die Lustbarkeit des Königsfestes heut nicht anlassen, aber dennoch will ich nicht hehlen, daß die gesammte Nachbarschaft, wie die Zeit unten auf dem Markt, es schier übel vermerken und fast Vergerniß nehmen, daß hier ein schier lärmvolles und eitelstrebendes Fest gefeiert werde, insofern Seine hochfürstliche Gnade unser Landesvater in Wein und Gebrasten darniederliege. Dammehero auch zu fürchten steht, daß die hohen Herren beim Stadregiment, so seine Ohren haben, uns etwas dazwischen legen, noch bevor es Abend wird.“

Sofort trat allgemeine Stille ein, und die weinrothen Gesichter der Gäste zeigten den Ausdruck der Enttäuschung.

„Die böse Sieben will uns richtig die ganze Freud verderben“, dachte Mancher für sich und Kämmerer sah mit Schrecken, daß das plötzliche Erscheinen seiner lieben Hausfrau eine ganz bestimmte Absicht habe, ihn dennoch einen Pöffen zu spielen. Aber Frau Maria fuhr fort:

„Aus solchen Gründen mücht ich den hochachtbaren und ehrenfesten Herren einen Vorschlag machen. Wir können ja

zugleich ein anderes Fest heut begehen, ein stilles heiliges Familienfest im engeln Kreise. Dagegen wird und kann sicherlich Niemand einen Einspruch erheben wollen.“

„Familienfest — wo will denn das hinaus?“ dachte Kämmerer. Da sah er die grünen Kränze und weißen Schleier an den Häuptern seiner Töchter. „Gott meines Lebens — sie wird doch nicht etwa —“ aber schon fuhr seine Frau fort:

„Euch Allen ist kaisam bewußt, liebe Gelehrten, daß unsere Cordula und Veronica schon seit einem halben Jahre Verspruch gethan, auch seit zwei Wochen schon von der Kanzel aufgebeten worden, ingleichen, daß die Hochzeit nur aufgeschoben worden aus zufälligen Ursachen. So nun aber Seine hochfürstliche Gnade, was Gott wolle verhüten, noch kränker würden, daß alle Fest und Lustbarkeit unter sagt und eingestellt würde, könnt es kommen, daß die Hochzeit bis zum Herbst oder Winter sich hinausschieben würde, und das wäre uns nocher rathsam noch schädlich. Gut aber wär's und schädlich, so die Brautleute jetzt noch zusammenkämen, so sich's irgend thun ließ. Vater Kämmerer weiß auch sonst um meine Gründe. Und also mein ich, wir feiern heut Hochzeit in aller Stille und Ehrbarkeit. Den Herrn Diaconus Köfer von der Stadtkirche hab ich schon entbieten lassen, und so nichts dazwischen kommt, kann er die Töchter und Jungfrauen hier zusammenvertrauen, mit Gottes Segen und Beistand. So, jetzt aber, hochachtbare, ehrenfeste Herren, laßt Euch nicht weiter unliebsam stören, und so einer vom Volk unten oder vom hohen Stadregiment anfragt, so mög er's wissen: wir feiern eben Hochzeit — und das wird uns Niemand wehren.“

Der allgemeinen Stimme auf diese Worte folgte alsbald lauter Beifall und stürmischer Jubel, während die beiden Bräute erglüheten.

Abraham Kämmerers Beerrührung spottete jeder Beifriedung. Er fühlte sich wie so oft schon im Leben, von der klugen Frau vollständig überumpelt.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Kaukasus.

(Mit Illustration.)

Ueber die Lage des kaukasischen Alpengebirges sind wohl die meisten Leser genau unterrichtet. Es liegt von Sidon nach Nordwest gestaltet, in einer Gesamtansdehnung von 4000 Quadratmeilen 150 Meilen lang und 30 Meilen breit auf der Landenge zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere. Die Vorberge sind voller Schluchten und Klippen, der hohe Kaukasus, aus mehreren Paralleletten bestehend, enthält unergründliche Thalspalten, schroffe Gipfel, Schlammvulkane, Naphtaquellen. Eben die Unzugänglichkeit dieser ungeheuren Gebirgsmasse machte dieselbe zum Refugium einer unabhängigen, räuberischen Bevölkerung, welche in mehrere Stämme zerfiel und viele Jahre lang mit den unterjochenden Russen einen Krieg auf Tod und Leben führte.

Allen gleich vertheidigten die Thierestesen, Lesghier und Tschetschenzen ihre Felsenburgen gegen die russischen Truppen, und nur der äußersten Energie der letzteren, die sich auf das bekannte „Musch“ stützte, gelang es endlich, die unzugänglichen, wildesten Höhen zu erklimmen und diese natürlichen Befestigungen mit großen Verlusten zu erklimmen.

Nur zum Theil unterwarfen sich die Bergbewohner, ihr Daz gegen die Russen war so groß, daß sie lieber die theure Heimat verlassen und auf türkisches Gebiet übertraten, als unter russischer Herrschaft weiter zu leben. Es waren und sind widerhaarige Elemente, die sich in kein Staatsjoch einfügen. Inzwischen schreitet die Russifizierung mit unerbittlicher Strenge weiter, sie erstreckt sich besonders auf das Schul- und Militärwesen, ohne bis jetzt sonderliche Erfolge aufzuweisen. Nur unter den meistens ganz vornehmen, christlichen Gruzinen (Georgiern) macht die Russifizierung Fortschritte. Durch die Gemeinsamkeit ihrer Kirche mit den rechtgläubigen Russen und durch viele materielle Bande werden die Gruzinen immer mehr und mehr veranlaßt, sich der russischen Sprache zum Nachtheil der georgianischen zu bedienen und ihre Interessen mit denen der Russen zu identifizieren. Ganz anders

verhält es sich aber mit den Armeniern und den Muhamedanern. Obwohl auch unter ihnen die Kenntniss der russischen Sprache so ziemlich allgemein ist, sind sie doch weit entfernt davon, von ihrem eigenen Idiom, von ihren Sitten, Gebräuchen und nationalen Bestrebungen abzulassen. Namentlich in den intelligenten, zähen und energischen Völkern der Armenier, welchen u. A. der bekannte Voris-Melkonn und der jetzige Unterrichtsminister Delianow angehören, erweisen sich die Versuche zur Russifizierung als ganz fruchtlos. Um nun endlich doch einige Fortschritte aufzuweisen zu können, hat die Regierung die Weigerung der Armenier, die Erlernung der russischen Sprache in ihren Schulen obligatorisch zu machen, damit beantwortet, daß sie die meisten armenischen Schulen einfach schließen ließ. Diese harte Maßregel brachte die Armenier in eine bedrohliche Aufregung. Dem neuereingekommenen Katholikos Melkonn, welcher sich übrigens seiner besonderen Autorität erfreut, wurde sogar von fanatischen Armeniern mit dem Tode gedroht, wenn er die Aufhebung der Verordnung nicht durchzusetzen wisse. Erhöht wird die Aufregung noch durch die beabsichtigte Einführung der Militärpflicht; die Armenier wollen von einer Dienstpflicht im russischen Heere so wenig wissen, daß in Tiflis sehr viel höhere Offiziere und Civilbeamte dringend rathen, von der Einführung der Dienstpflicht vorläufig überhaupt noch ganz Abstand zu nehmen. Die muhamedanischen Kaukasier sind gegen den Militärdienst noch viel mehr eingenommen.

Am die Russifizierung zu vervollständigen, werden alljährlich eine Menge Bauern aus dem Innern Rußlands nach den beiden Generalgouvernements beordert, und erhalten dort gratis Land zum Anbau und vielfach noch Unterstützungen zur Herstellung von Häusern. Jedemfalls läßt die Regierung nicht nach und wird die Widerstrebenden in ihrer äußersten Schlaflosigkeit zu finden wissen; — nur zu Anhängern der Regierung — Russen werden sie nie.



Pastweg im Kaukasus. Nach einem Gemälde von Konrad.



# Meines Lebens Roman.

Roman von R. von Schen.

(Fortsetzung.)



Auf ein glänzendes Debüt als Soubrette, als Gräfin im Figaro, als meine geliebte Valentine — wobei, um ehrlich zu sein, mir allerdings eine warme Erinnerung an Raoul geslogen kam, die aber im Drang des Momentes nicht haften konnte und im Flug vor dem der Bühne verschwand — sah ich endlich festen Fuß auf dieser und wurde als

Sängerin am Großherzoglichen Theater in L. engagirt. Es war ein Hoftheater, um das sich der Hof herzlich wenig außer der als noblesse oblige betrachteten Dotation bestimmte, an dem die Direction ungehindert in den Händen des Intendanten, des Capellmeisters und der Regisseure lag, die in bewundernswerther Eintracht ihr Amt verwalteten. Die Gage, außer dem Spielgelde, war 1100 Thaler, nicht übergroß für die mittelgroße Residenz, doch einfachen Ansprüchen genügend. So weit war es gut; dann freilich fehlte auch hier der Haken nicht.

Ich war nämlich für die jugendlichen Rollen der Gabriele im „Nachtlager“, der Anna im „Felling“, Berline im „Don Juan“, der Agathe im „Freischütz“ etc. bestimmt engagirt; sollte dann nach und nach die Rollen der Primadonna, welche auf dem Ausprobierstand stand, theilen und dann erben. Diese Dame hatte nämlich schon lange und eigentlich längst ausgesungen, man wollte ihr aber als einem vieljährigen Bühnenmitglied die Pension zukommen lassen, welche erst mit dem nächsten Jahre, nach den Statuten des Theaters, verdient war. Die Primadonna im Amt war trotzdem weit entfernt davon, für diesen Act der Humanität erkenntlich zu sein, im Gegentheil, obwohl sie sicher niemals die Eigenschaften der großen Wilhelmine Schröder besaßen, welche noch in ihrem fünfzigsten Jahr das Publikum und einen Gatten zu gewinnen verstand, schwer zu überzeugen, daß sie nicht ebensoviele werth sei, und schwerer noch dahin zu bringen, eine der von ihr besessenen Rollen abzutreten.

Der Kampf war demnach hier unvermeidlich, und wie sehr es meiner Natur widerstrebte, das Terrain einer Anderen zu nehmen, ließ ich mich nicht dadurch zurückreden: ich hing meine Sachen an den bewußten Haken, so gut es ging, ob es mir auch nicht gefiel, that mein Bestes in den Partien, die man mir erlaubte, sah zu, daß die mir gehörigen Freibillette in gutgezeichnete kräftige Hände kamen, bedankte mich zuweilen bei den Recensenten in klingender Münze. Auch dies hatte man mir hier abermals freundschaftlich gerathen, meine Einwände dagegen verlor ich, und wohl oder übel, ich machte davon einen bescheidenen Gebrauch, nothgedrungen die Schläge, die von der anderen Seite gleichfalls in Gold gegeben wurden, zu pariren.

Dieser kleine Guerillakrieg in dem großen Kampf um's Dasein, welcher dadurch nicht leichter wurde, daß die Primadonna die Frau des Bassisten war, den ich nur mit erleichtertem Herzen führte, weil er zu sehr in der Natur der Sache selbst begründet lag, hatte kaum begonnen, da starb unser Intendant. Einstimmig von Allen wurde er betrauert, der sein gebildetes, gerechtes, wohlwollendes Maaß. Dann wandten sich die Blicke dem neuen zu: „le roi est mort, vive le roi!“

Mannigfach waren die Gerüchte, welche diesem „unserm Herrn“, als er sich gefunden, vorausgingen. Er war Wittwer; nach den Ehen hatte er seine Frau in den letzten Stadien der Schwindsucht geheirathet: ob aus Mitleid mit ihrer Leidenschaft für ihn, ob aus Speculation auf das kolossale Vermögen der reichen ungarischen Gräfin, blieb dem Geschmack der Unbefähigten zu erklären überlassen. Nach Anderen hatte der Gram über seine Untreue seine Gemahlin zum Tode gebracht, und sie sich gerächt, indem sie ihm nur die Revenüen

ihrer Vermögens bis zu einer Wiederverheirathung bestimmt. Außerdem sei er ein Cavalier, schön, elegant, kunstsinzig, gebildet, liebenswürdig, ritterlich vom Wirbel bis zur Zehe. Hierzu gehörten denn auch freilich die Abenteuer seines wanderförmigen Lebens, deren Heldinnen sich meistens aus den Vorphäen des Balletts von Wien, Paris und Berlin rekrutirten. Es war eine launige Bemerkung, daß ihn wohl dieses zum Theater gebracht, da er in früheren Jahren als flottes Cavallerieoffizier in engerer Verbindung nur mit dem Sport gestanden. Was aber führte ihn nun hierher, wo weder das erstere, noch der letztere in Blüthe stand? Eine Caprice! Der Capellmeister und die Regisseure blickten sich fragend an, ob ihnen solch ein Herr durch seine Unkenntniß der Dinge das Leben leicht oder schwer machen würde. Eine Caprice! Die älteren guten Kräfte schüttelten besorgt das Haupt: meine Collegen aber ließen sich neue Kleider machen, denn es ging auch das Gerücht, unter dem neuen Regime würde die Schöne die Beste sein. Und ich? Eigentlich dachte ich nichts; ich arbeitete. Heute gaben wir „Die weiße Frau“. Mit Mühe war der Schluß diese Rolle für mich entronnen worden.

Es war im zweiten Act; ich stand hinter den Coulissen und wartete der Bitten meines Georg Brown, der es sich behaglich gemacht, und nun im Schloß von Avenel mit jugendlichem Uebermuth den Geist beschwor, der hier seinen Ausgang hielt.

Mit schnellstem leichten Schritt trat jetzt ein Herr an mich heran, eine schlank hohe Gestalt; ich wurde roth, ich wurde bleich unter der Schminke: es war Raoul, den ich, zu meinem Heil, vergessen, wie ein junges Mädchen von meinem Temperament solch eine Persönlichkeit vergißt. Seine Verbengung war todeslos, wie meine Liebererfahrung grenzenlos war. Dann, in seinen Augen leuchtete es auf, stolz und spöttisch, um seinen Mund zuckte es sicher und gewinnend: Siehst Du wohl, ich habe Dich gefunden! Doch nur einen Moment. Kühlt, reservirt, fremd, als ständen uns wir zum ersten Mal gegenüber, mit ernst krittisirendem Blick begann er:

„Fräulein Waldbau, ich freue mich, Sie unter meinem Personal zu finden; der Capellmeister hat mir Ihre Stimme als von seltenem Wohlklang, Ihre Schule als ein tüchtiges gerühmt. Ich bin der neue Intendant, Baron von Stendorf.“

Ja, der neue Intendant, den wir morgen mit einem officiellen Empfang im großen Musiksaal erwarteten, war heute unerwartet gekommen und gleich in die Oper gegangen. Verwirrt, bestürzt von diesem Wiedersehen stand ich da, fassungslos, während er ruhig überlegen die Unterhaltung des „Intendanten“ fortsetzte. Er sprach über Musik, er wollte Wagner haben, so oft als möglich, je nachdem die Kräfte seien: er war ein engagirter Freund des Meisters (damals war der Parsifal noch nicht erschienen, dessen Uebersetzung sicher nicht nach dem Geschmack des Herrn von Stendorf gewesen sein würde). „Wagner fordert Spiel, Fräulein. Ob Sie darin sicher sind? Ich fürchte, Sie leiden noch unter der Anfängerin. Nur zu natürlich!“

Das sagte der Intendant; doch Raoul meinte es für das junge Mädchen, das nicht gleich ihm unter der Theatermaske ihre Gefühle zu bergen verstand. Glücklicherweise war Georg Brown am Ende seiner Arie angelangt; immer lodender erklang das: „Komm o komm!“ Ich hatte zu erscheinen, verbogte mich, ließ meinen Schleier herab und ging.

„Ah, pardon,“ sagte er leichtthin, daß ich Sie aufgehalten, ich habe Sie höfentlich nicht ired gemacht. Sie sind doch fest?“

Zum ersten Mal empfand ich heute den Zwang meines Berufes, war ich weinisch mit Dem, was ich zu sein hatte und war; die leichten, heiteren, zierlich harmonisch gerundeten Melodien



passten schlecht zu dem Herzen, das sich ängstigend vor dem Sturm, der seinen Frieden bedrohend herauf zog, in bangen Schlägen schlug. An diesem Abend sah ich Herrn von Stendorf nicht wieder.

Von mannigfachen Gefühlen erregt hatte ich eine schlaflose Nacht. Ich hatte kaum noch an Raoul gedacht, — ich hatte ihn nicht gesehen. Nun führte mich mein Veruf mit ihm zusammen zu unaussprechlich öfterem Verkehr. Mein Herz schaute zurück vor dem Mann, der so dreist, ja so sech dem unbefähigten Mädchen, „der Sängerin“ begegnet, dessen übermüthiges drohendes Werden mich verlegt im Innersten meiner Seele; und eben dasselbe Herz freute sich auch wieder, dem schönen eleganten Cavalier zu begegnen. Würde er mir hulbigen, würde er mich verlegen — um mich, seinem Vorsatz treu, zu gewinnen? — Nein, er würde es nicht! Aber es war so peinlich, ein Zusammenleben mit diesem Mann! So will ich ihm entfliehen! rang es sich unbewußt aus meiner Brust. Das Wort brachte mich zu mir selbst. „Fliehen?“ Drohten sie mir denn mit Gefahr, die dunklen leuchtenden Augen, der Stimme Rauberslang, das Wesen so stolz, so sicher und auch so gewinnend trotz alledem und alledem? Einer Gefahr wie sie meine Mutter gefürchtet? Im Grunde brauchen wir doch nur vor und selbst zu fliehen! Ich schüttelte mein Haupt. Ich erinnerte mich, daß ich es schon als junges Mädchen der Emilia Galotti verachtet, daß sie ihr jugendlich warmes Blut so fürchtete, um es nur durch den Tod kühlen zu können. Und doch ist es eine rührend wahre Frauengestalt, wie ich später begriffen, wenn auch nicht das Ideal, das wir heute brauchen: stark in sich, durch sich selbst! Nein, ich wollte bleiben — nicht fliehen! Und hatte ich denn fliehen können jezt, wo ich eine Stätte zum Wirken gefunden, was, wie meine Erfahrungen bezeugten nicht so leicht war? — Fliehen — gebunden durch meinen Contract, den er mir, das hatte ich doch schon in seinem Bild gesehen, nicht schenken würde. Nein, meinem Veruf zu Liebe mußte ich bleiben, ich durfte und wollte ihn nicht schädigen aus Furcht für mein Herz.

Doch was waren das für dumme, thörichte Gedanken! Fort mit euch! Und doch kamen sie wieder. Und wenn er mich nun liebte im Ernst — würde ich ihm verzeihen, daß er mir so ganz anders entgegengetreten als alle die Herren, die ich bisher gekannt — hatte er mich vielleicht doch nur darum so anders berührt als diese? Und wenn er nur mit mir spielte? Ich würde darüber fortkommen, sollte es auch etwas Herzblut kosten! Der Künstler muß auch sein Blut geben können für die Kunst. Aber es konnten ja nur thörichte Gedanken sein; nein, ich würde den Mann nicht lieben, im Gegentheil — ich verachtete ihn, gewiß. Und darum nur war mir der Verkehr mit ihm peinlich! Nur meinem Veruf zu Liebe wollte ich dies ertragen, mir selbst zu Liebe, kalt und gleichgültig sein gegen die Hulbigungen Raouls. Die Sängerin hatte fertig zu werden mit dem Intendanten — nichts mehr! Ja, ich wollte. Aber ich konnte es trotzdem nicht ändern, daß es mir kein unangenehmes Gefühl war, solch einen guten Grund zum Bleiben zu haben, daß ich dennoch zuweilen mit freundlichem Blick den köstlichen Strauß von großen duftigen Goldgloden betrachtete, den ein gallonierter Bedienter für mich schon in der Frühe des nächsten Morgens abzugeben kam: „Vom Herrn Baron.“

„Der Dame von Arel ein huldigenden Gruß aus den schottischen Bergen,“ lautete die Karte, die anklingend an die gestrige Vorstellung jene Blumen begleitete.

Ja, ich war eben kein Engel; ich konnte es auch nicht ändern, daß ich darüber nachdachte, ob er den Strauß im Voraus mit sich geführt, denn die einfachen Wänterchen unserer mittelgroßen Residenz hatten schwerlich auf einmal solch eine Fülle dieser eigenartigen aparten Blüten gehabt. Ja, ich war einmal kein Engel, und so spielte mir auch mein Blut wieder einen Streich, es schoß mir glühend heiß in die Wangen, als mir Raoul bei der großen Galaaufwartung an diesem Tage

leise sagte: „Ist die leidenschaftliche Seele der Dame von Arel?“ — es war die erste Anspielung auf unser früheres Begegnen — „auch beim Anblick einfacher Goldgloden befreit?“ Und gegenüber den leuchtenden Augen wurde es mir auf einmal schwer, meine schlagfertige Gewandtheit zu behaupten: ich blieb stumm, abermals erzücht über mich, über mein Herz.

Er lachte: „Ihr Gesang ist brillant, Fräulein Walbau, da vergessen Sie sich. Ihr Spiel ist noch etwas mangelhaft; da sind Sie noch zu sehr Sie selbst.“ Dann wandte er sich zur Soufrette, die hinter mir stand.

Niemand hatte ein Arg aus dem was er gesagt, ich allein kannte den vollen Sinn seiner Worte. Wie herrlich hatten sich abermals Raoul und der Intendant in ihrem Epile zu euren gerufen. Daß sie es konnten, mußte es nicht immer von Neuem Zweifelhaft in meine Seele bringen, den die Persönlichkeit des Herrn von Stendorf schon allein zu erregen im Stande gewesen?

Von nun an fehlte Raoul nie, wenn ich zu singen hatte. Der Intendant mußte im Theater erscheinen. Der Intendant war auch konfessionslos, er liebte die Oper, trotz den früheren Koryphäen des Ballets; er begünstigte die besseren Kräfte, Raoul fand mich gern unter diesen. Ich konnte den Auszeichnungen, die meinen Kollegen und Kolleginnen zu Theil wurden, nicht wehren, die Einladungen, die wir Alle von dem Intendanten bekamen, nicht aufschlagen, denn er ist eine nicht zu unterschätzende Macht für Glieber seiner Bühne.

Und ich sah es aufleuchten bei seinen prüfenden Blicken, das stolze Auge Raouls in zärtlichem Schimmer; ich hörte in den kritischen Worten den Rauber der Stimme, deren Ton es vermied mich zu verletzen, indem der Intendant nur schmeichelnd mein Lob verkündete; auch meine Persönlichkeit war ja nicht zu trennen von der Sängerin. Ich erkannte in jenen Auszeichnungen die hulbigen Aufmerksamkeit des eleganten und galanten Cavaliers; ich wußte, daß mir der Intendant bei meinen Rollen gefällig war, weil mir Raoul zu gefallen wünschte. Meiner Kunst zu Liebe war ich geblieben, hatte ich singen wollen; doch ich konnte es abermals nicht ändern, doch ich kein Engel war: ich sang auch für ihn. Den Beifall des Publikums mußte ich mir gewinnen, — ich konnte es nicht ändern, daß er dessen Oberster war. Ja, ich konnte es nicht ändern, daß ich auch nach dem leuchtenden Strahl der dunklen Augen in der Professorenstube ausspahrte, daß mir unwillkürlich warm wurde unter ihrem Blick.

War doch alle Welt entzückt von der Persönlichkeit unseres Intendanten. Allerdings war es auch eine solche, wie sie sich nur unter Verhältnissen entwickeln kann, bei denen sich verschiedene gute Heen die Hände gereicht haben zu glänzendem Loos und doch die Beste gefehlt hat. Sohn eines alten Hauses, hatte er von väterlicher Seite Stolz und Selbstbewußtsein geerbt, dazu einen Willen, wie ihn nur je einer seiner Ahnen unter der alten Reichthümerthron in ihrer reichthümerthronen Herrlichkeit über Tod und Leben ihrer Unterthanen geübt. Von der Mutter, einer Polin, war ihm die feine Grazie, die beständige Lebenswürdigkeit zu eigen geworden, das leichte, anmuthige, doch auch genussüchtige Temperament, welches die Polen den Franzosen in gewissem Sinne so ähnlich macht. Von der Großmutter, einer Italienerin, mochte wohl das eigenthümlich weiche sinnliche Element stammen, das der sonst so festen, sicheren männlichen Erscheinung einen so bestridenden Zauber lieh. Ferner hatte Raoul von Stendorf, was geistige Bildung anging, eine ausgezeichnete Erziehung genossen; er hatte, dieser erwachsen, einige Jahre bei den Gardelieutenanten gedient. Freilich hatte er sich hierbei weniger im Dienst, als im Sport, in den Salons der Aristokratie, den petit soupers der Oper und des Ballets, aber auch im Hazard ausgezeichnet; dagegen war er ein gern gesehener Gast in den Ateliers der Maler und Bildhauer gewesen, denen er mit seinem ästhetisch gebildeten Sinn, seiner stets offenen Hand ein ebenso willkommener Gönner als Gesellschaftler war.

(Fortsetzung folgt.)



Schon wiederholt haben wir in diesen Blättern Gelegenheit genommen, des großen Meisters gütigst zu gedenken. Es rascher und leichter aber die raslos und lärmend waltende Zeit selbst über die hervorragenden Männer hinschreitet und ihr Bild in den Dunst des Vergangenebens hüllt, sobald sie einmal das Erdenleben verlassen haben, desto mehr ist es die Pflicht der Presse, die Erinnerung an die Geschiedenen lebendig zu erhalten.

Richard Wagners Werke werden fortleben; demnach ist es auch zu erwarten, daß die großen Opernführer der Zukunft, die sich demselben Ziele zuwenden, sich nicht auf die Opernbühnen beschränken werden, sondern auch auf die Konzertsäle der späteren Periode: Ring des Nibelungen, Parsifal etc. seltener auf den großen Theatern und bis auf Weiteres alljährlich auf der Bayreuther Festspielbühne zur Aufführung kommen. Des Letzteren aber noch nach Jahren gedenken wird, steht doch nicht ganz außer Zweifel. Die Anforderungen an „Gesamtkunstwerke“ an die Kräfte der Sänger, an die Ausdauer der Hörer und an die materiellen Mittel sind zu groß, als daß diese dem normalen musikalischen Publikum einfallen ließen, und so ist es immerhin fraglich, ob Richard Wagner in Zukunft dem deutschen Volke fast näher zu kommen, nicht mehr in die Ferne gerückt wird.

Auf Richard Wagners Lebensgang noch weiter eingegangen, dürfte überflüssig sein; der Meister ist am 22. Mai 1813 geboren und am 13. Februar 1883 in Venedig gestorben. Sein künstlerisches Schaffen zerfällt in drei Perioden, die erste bildete die Oper „Mienzi, der letzte der Tribunen“, in welcher er sich noch an fremde Componisten, Spontini, Meyerbeer u. anlehnt und von der er sich später förmlich losgesagt hat. Zur zweiten Periode gehören „Der fliegende Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“. In dieser ist noch das alte Operngesänge zum Theil beibehalten, wenn es sich auch bereits ändert. Man findet darin noch Chöre, mehrstimmige Sätze, Arien, aber die Form der Scene wird breiter, Melodisches und Dramatisches wechselt und die historische, die sogen. große Oper wird im Stoff verlassen, der zu den alten Sagen zurückgreift, die Tonsprache nähert sich der Weber'schen und Wagner'schen.

Die Handlung im „Blegenden Holländer“ ist fast ganz dem Helden Salen entlehnt. Auf der schiffsmässigen Fahrt von Niga nach London faßte Wagner den Plan zu dieser Oper. Wie später in Tristan und Isolde, so spielt auch in ihr der erste Act auf einem Schiff. Dort wie hier ist es die See, welche die Fäden zum Localcolor geliefert. Die jugendfräuliche opfermuthige Senta, der bleiche gefesselte Mann, dieser Hahns der Meere, der es ihr angethan, sie sind Gestalten ganz nach dem Herzen der deutschen Romantik. Das Spinnlied und die Balladen leuchten durch melodischen Fluß und Frische des Ausdrucks hervor und sind Gemeingut der Musikliebhaber geworden.

Mit dem „Tannhäuser“ hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit den Dichtercompositen zugewendet, seitdem ihr sein Name immer genannt worden, so oft von den Befürstheren der modernen Singsbühne die Rede gewesen. Die Overture, der große Marsch gewonnen haben eine Stelle in den Concertprogrammen. Die Oper mußte schon durch den Stoff bestehende Wirkung auf das deutsche Publikum üben. Bekannt und lieb waren Jernm von fröhlicher Jugend an die Wartburg, der heimische Tannenwald, die mittelalterlichen Minnesänger. Dazu kamen die farbenreiche Romantik des Katholicismus, die schöne, in der Raubberg gebannte Heidegötin als Trägerin des Phantastischen endlich der eine Fülle dramatischen Handlöhles in sich bergende Gegensatz zwischen sinnlicher und geistiger Liebe, um welchen sich die Handlung bewegt. Allen diesen Elementen entsprach nun die Musik, sie hatt Töne für das Dämonische und das Mittelliche, für den wildesten Lebensdrang und die schwärmerischste Gefühlsheftigkeit, für Himmel und Erd, verachtenden Trost und bußfertige Reue. Den Singtänzen war noch manche Melodie in den Mund gelegt, die sich dem Ohr einprägt, während that aus der Begleitung das bunte, aufregende Symphonieinstrumentale Klänge entgegenwog.

Lohengrin steht bereits auf der Grenze zwischen der zweiten und dritten Stilperiode. Die geschlossene Melodie ist fast ganz verschwunden, abgetreten hat sie die Herrschaft zwar noch nicht an jenen Sprechgesang, dem wir in den letzten Werken begegnen, wohl aber an eine freie, weniger durch musikalische als durch poetische Rücksichten bedingte, mit einem Wort declamatorische Ausdrucksweise. Es giebt zwar noch Duette, in ihnen überwiegt jedoch bei Weitem nicht das Reben- und Mitz, sondern das Ragionirer der Stimmen. Die tonmalterische Behandlung des Orchesters hat an Raum und Bedeutsamkeit gewonnen, schon bilden die Velmotive einen wichtigen Factor der Charakteristik. In den Meistersingern herrscht die musikalische Declamation vor, doch giebt es darin noch strophentümliche Lieder, Obere, ein breites Quintett u. und der historische Stoff rückt die Oper uns näher. Der Ring des Nibelungen ist, wie ein Charakteristiker einst in der Nationalzeitung sich ausbricht, die schnellste Brennung fast aller für die Oper bisher gültigen Gesetze und Regeln. Durch nahezu dreißig Jahre zog sich die Arbeit an dieser Tetralogie, bereits 1853 wurde der Text als Manuscript gedruckt. Ihr gegenüber ist die eigene Energie in der Verfolgung des einmal in's Auge gefassten Zieles, der scharfe Fleiß, die imponirende Diction

des künstlerischen Willens, die den höchsten, unerschöpflichen Stoff gestaltet und gegliebert, ihn in die bildungsgemäßen Formen gegossen, zu bewundern. Auf der anderen Seite jedoch zeigte sich die ungeheure Kluft zwischen dem uralten Güterthum der Germanen und unserer heutigen vom Geist des Christenthums beseeligerten und erhellten Cultur, der unvergleichliche Abgrund zwischen jenen Wildnissen eines durchaus naiven, kindlichen Volksglaubens und der sie erleuchtenden, in den modernsten Künsten des Colorits bis zur Unerfättlichkeit schmelzenden Tonsprache.

Die Malerei trat das Gesammkunstwerk zum ersten

den Tonsprache. In „Trifision und Joshe“ trat das Gesamtkunstwerk zum ersten Mal lebhaftig hinaus in die Welt. Manche Anhänger des Wagner'schen Meisters haben als seine reinste Offenbarung „Trifision und Joshe“ zu rufen und von ihrem Standpunkt aus mit Recht. Die künstliche Gult, die zu den Grundzügen der Wagner'schen Mule gehört, sie lodert nirgends so heiß und so unausgesöhnt, wie in diesem dreiactigen Triumphfestspiel; es heißt und so unausgesöhnt, wie in diesem dreiactigen Triumphfestspiel; es heißt und so unausgesöhnt, wie in diesem dreiactigen Triumphfestspiel.

dem unbegrenzten Ausdrucksvermögen der Töne dasselbe dar, was einst dem unbegrenzten Ausdruckswort, mit dem Wort, dem diesigen Heines Königslohe und Schlegels Lucinde mit dem Wort, dem diesigen Schallens der Empfindung vor die Seele zu bringen gesucht. Was nun die Musik an paroxysmischen Klängen, an aromatischem und enharmonischem Gewicht besitzt, hat sie in ihren überhäumenden Taumeltönen gegossen, um der naturgewaltigen Beherrscherin des Menschenbergs alle Fesseln abzuweisen, die ihr der stiltliche Wille auferlegt. Selbst das Ungestüm im „Taumhäuser“ erscheint zahn und maßvoll, verglichen mit dem Fieber, das durch die Adern der treissen Königsstöcher und ihres Schiffsgroßvaters raft.

„Parifal“ gilt als der Gipfel aller Wagner'scher Thätigkeit, das so Manchem incommensurable Meisterwerk, welches fast nur auf dem Bayreuther Theater Gestalt gewinnen kann.

Bezüglich der ersten Bayreuther Aufführung berichtet Franz Wunder in seinen „Erinnerungen an Richard Wagner“: „Als nach der ersten Aufführung des ‚Parsifal‘ er dem Beifall stänfenden Publikum erklärte, er nehme den Applaus für seine Künstler dankend an, aber ihn selbst möge man nicht in gewöhnlicher Theatermanier als Vater herausrufen, und nur beim nächsten Acte blinde Anhänger die Beifallsbekundungen durch Summen und Fischen zu unterstützen streben, da rief er im beifügigen Jora meinen Vater, der ihn in seiner Lage ansehe, entgegen: ‚Diese Wagnerianer sind die dümmsten Seele von der Welt; Thür und Thor könnte ich mit denen einrennen! Und nun gar zu fischen! Das ist unanständig! Das scheute er sich dem auch nicht, unter Umständen seinen Anhängern in's Gesicht zu sagen.“

Wilhelm Kienzl, der den Meister ebenfalls in Bayreuth kennen lernte, schreibt über ihn: „Wagner war in seinem Freundeskreise die Güte und Freundsüßigkeit selbst. Alles Andere oder trat bei ihm gerad, wenn ihm seine künstlerischen Ziele auch nur in ihrer Idee (durch Nicht-verstandenwerden oder Aehnliches) gefährdet schienen. Wer ihn kannte, war nicht leicht seinen heftigen Ausdrücken gegenüber empfindlich, wußte er doch, daß es nur vorübergehende Gewitter seien. Wie in seinem Borne, so war er auch in seinem Humor, der ihm (besonders bei lebhaften Situationsüberdungen) in seltener Fülle floß, unberechenbar. Nicht was er sprach, war da gewöhnlich bemerkenswerth (oft überflüssig), leider die Zunge des Meisters, sondern wie er es sprach, wobei zum Theil die höchst charakteristisch alles Gesprochene begleitende Mimik von überaus großer Ueberzeugungskraft war. Daß da Keiner in der Gesellschaft gekostet wurde, daran gewöhnte man sich bald. Dann kam plötzlich ein tiefer Ernst über ihn, sobald das Gespräch auf Kunst oder Wissenschaft gerieth. Da schien der kleine Mann (Wagner muß kaum als Schach) ein Kiese zu werden. Sein lebhaftes, leidenschaftliches Auge funkelte und ein Strom von Weisheit und Begeisterung floß von seinen Lippen, dem Alle andächtig lauschten, so daß Keiner auch nur eine Umwandlung von Nebelsart neben ihm verspürte. Das waren die schönsten Momente bei ihm, an denen aber nur selten ein Fremder sich erheben durfte.“

Indes hatte Wagner doch dadurch, daß er so Vieles uns Deutschen  
Werthe und Theure verneinte, ja verachtete, doch sehr Abholendes, mit  
dem wir uns nimmer versöhnen werden. Zwar mit Wagner und  
Beethoven wollte er nie und nimmer gemessen oder verglichen werden.  
„Ich wäre der größte Thor.“ pflegte er so sagen, „wollte ich die  
Meister nachahmen oder etwas Aehnliches als sie leisten. Ich kann  
nicht neben und nach ihnen nur dadurch behaupten, daß ich etwas ganz  
Anderes will als sie;“ aber alle Andern, außer Johann Sebastian  
Bach, verwarf er. Wenn irgendwo in seiner Gegenwart eine Composi-  
tion des Mendelssohn zu Gehör gebracht wurde, so verlief er selbst  
den Saal. Mendelssohns vierstimmige Compositionen bezeichnete er als  
Blernuß und dessen Werke ohne Worte als eine Abgeschmacktheit.

So misfißt sich in diesem Manne wahrhaft Vrothes mit unwiderstehlich Verlockendem, ja Kleinlichem. Im Reiche der Kunst ist aber Raum für Viele, und so werden neben Wagner auch Die, welche er angiebt und die zu den Lieblingen des deutschen Volkes gehören, in unverbleichtem Glanze bestehen.





Deutsche Patricierstochter. Originalzeichnung von Victor Schubert.







## Der Lautarkönig.

Von Johannes Strauß.

Weit draußen in einer Mahala, in einer Vorstadt von Bukarest liegt eine verwilderte, unbeheimatete Gartenhecke. Das Schild über dem Eingange zeigt einen blutrothen Löwen, der die Augen grüßlich rollt und die Zunge fuchelnd herausdrückt, vermutlich nach den drei einsamen Würfeln, welche in stiller Melancholie den Hüften ihres Males verewigen. Unter dem Löwen und den drei Würfeln steht mit wackeligen, hellgelben Buchstaben hingeklebt: „Das ist der wickliche Löwe mit den Würfeln.“

Den Winter hindurch und selbst im Sommer hat der Löwenwirth bei Tage nur selten Gäste und er schläft da wie ein Murnelthier. Sein Weib blüht nur von der ersten lauen Mainacht bis zu dem späten Octoberabend, wo er das letzte Glas Most auschenkt. Während dieser Zeit geht es in der Gartenschänke lebendig zu wie auf einem Jahrmarkt. Sobald sich da die Sonne zum Untergange neigt, schiebt ein alter, schmutziger, bidbäugiger Zigeuner — es ist der Koch — einen Most an den Garteneingang; auf diesen Most tritt er mit verdächtig-verdrießlicher Miene ein halbes Duzend jener Würfel, wie sie das Schild zeigt und läßt sie über der Kohllengluft braten. Dann decken die Kellnerburschen die Tische im Garten mit einem Tischzeuge, das vor Monaten einmal weiß gewesen sein mag, und stellen runde Holzteller darauf; daneben die Büchse mit Salz und rothem Paprika.

Und da kommen auch schon die Gäste: ein Solbat mit seiner Geliebten, eine Schaar Studenten, eiliche Buben, dann eine deutsche Handwerkerfamilie, südlische Mäcker, griechische, bulgarische Wumler. Die Tische unter den Pflaumbäumen sind bald von einer essenden, trinkenden, lachenden Menge besetzt. Ihr zieht die Lautarbande nach, wie dem Schiffe der Delfinenschwärm. Die Lautari sind die rumänischen Nationalmusikanten und ausnahmslos Zigeuner. Ihre Instrumente unter den geriebenen Häuten, schlendernde sie trappweise durch die Straßen, und wo sie in einer Schänke gebrauchte Würfel wittern oder Gläsergeräusch hören, da treten sie im Gänsemarsch ein und beginnen ohne Umstände zu spielen, zu singen, zu pfeifen. Der Löwenwirth freilich hat während der Sommermonate seine eigene „Capelle“ und er ist nicht wenig stolz darauf. Seine Lautari sind aber auch Prachtstücke — sie tragen sogar Manschetten und rothe Hosenbänder; ihr schwarz-lodiges, fettreflektendes Haar ist fein geschüttelt und auf den Köpfen sitzen nicht die nationalen Lammfellmützen, sondern Strohhüte. Sechs Burschen sind es und mit dem Capellmeister sieben: drei streichen die Fiedel, einer schlägt die Guitare, der fünfte bearbeitet die Kofsa, eine Art Mandolna, der sechste bläst den Raul, eine neunröhrlige, orgelartige Pfeife, und der Capellmeister, das kleine vertrackte Männchen mit den müden Augen und dem langen wallenden grauen Haare, ist der Hebe.

Es war an einem späten, warmen Juliabend. Ein ällicher Herr, welcher leicht als ein Fremder zu erkennen war, betrachtete mit müßiger Neugierde das Vörschindl über dem Eingange der Gartenschänke, aus welcher in wilden Accorden die abgerissenen Strophen eines rumänischen Volksliedes hervorbrachen. Einen Augenblick schien der Fremde unschlüssig, ob er in den Garten eintreten oder weitergehen sollte; dann aber drängte er sich bei dem qualmenden Kopfe des Zigeuners-folles vorbei durch die dicke Menge bis zu einem Tische, an welchem neben einer Gesellschaft deutscher Handwerker noch ein kleiner Raum unbesetzt war.

„Seyen Sie sich nur nieder,“ sagte einer der Männer in gemüthlichem Tone; „für einen Deutschen ist immer noch Platz und Sie sind doch ein Landsmann, he?“

Der Fremde folgte dankend der Einladung und bald war er in die Unterhaltung gezogen, welcher er freilich nur zerstreut zu folgen schien. Sein Blick war unabweisend auf den nahen Pavillon gerichtet, wo die Lautari standen und wo der Wirtznerspieler eben, begleitet von der Kofsa und einer Geige, mit voller schöner Stimme eines jener volkstümlichen Liebeslieder sang, deren Worte nicht für empfindsame Ohren gedichtet sind. An den letzten Tact des Liedes schloß sich unmittelbar eine Hora an, dieser seltsame Nationaltanz, dessen Melodie sich schweremuthool fast nur in halben Tönen bewegt und sich in ihrer Eintönigkeit zu rasender Schnelligkeit steigert, um dann plötzlich mit einem verworrenen Accorde abzubrechen. Der kleine Capellmeister hatte während des Spieles öfter das Instrument gewechselt, bald hatte er mit wunderbarer Kraft und Reinheit das Cello geblasen, bald den Raul geblasen, bald war er wieder mit der Fiedel eingestiegen. Jetzt sah er, das Haupt in beide Hände gekläut und mit geschlossenen Augen im Hintergrunde des Pavillons, während seine Leute tauten und die durstigen Kehlen mit dem Weine anfeuchteten, den ihnen eine begeisterte Tischgesellschaft zugesandt hatte.

„Das ist ein eigenthümliches Männchen, dieser Capellmeister,“ meinte der Fremde zu seinem Nachbar; „ist der denn auch ein Zigeuner? Die weiße Gesichtsfarbe, der Schnitt des Gesichtes — ich weiß nicht, an welchen Jugendfreund mich diese Züge erinnern.“

„Zigeuner von Geburt ist der Lautarkönig freilich nicht,“ erwiderte Einer; „wer aber mehr als dreißig Jahre nur unter Zigeunern

lebt, der hat sich, denk' ich, naturalisirt. Er ist ein Deutscher, wie er aber brüht, das weiß Niemand. Die Leute kennen ihn nur als den Zigeunerkönig oder den Lautarkönig und nennen ihn Fritz; er selbst hat seinen Namen nie genannt und wird ihn wohl auch nie nennen, selbst in der Vertraulichkeit nicht, und doch ist er oft genug angelächelt.“

„Ein verkommenes Genie,“ ergänzte ein Anderer. „Man munkelt da allerlei. So soll er der letzte Schüler eines großen Violoncellisten gewesen sein. Aber Schulden, Viebschaften und Gott weiß, was Alles hätten ihn heruntergebracht; dann soll er aus der Heimat durchgebrannt sein und sich jahrelang in der Welt herumgetrieben haben, bis es ihn hierher verschlagen hat. Aber das geht ja uns nichts an und Niemanden überhaupt.“

„Wer weiß auch, was an alledem Wahres ist, und wer weiß, wie traurige Erfahrungen der Arme gemacht hat,“ mahnte ein alter Mann. „Der Fritz ist heute Lautarkönig, und wie es manchem Spitzbuben erglückt ist, hier zu Lande steinreich zu werden und heute auf dem hohen Kofse zu sitzen, so hält er dem Musikanten auch glücken können. Aber so ist's in der Welt: der Eine kommt auf's Roth, der Andere auf den Hund.“

Der Fremde hatte jetzt aufmerksam zugehört und er schien tief erregt durch eine Ahnung, durch eine Erinnerung, die aus verworrenen Umrissen sich von Augenbild zu Augenbild immer klarer, immer fester gestaltete.

„Sie sagten, daß man ihn Fritz nenne und daß er ein Deutscher sei?“ fragte er eindringlich.

„Ein Landsmann ist er, obwohl er nie mit Deutschen verkehrt. Den Namen 'Fritz' werden ihn aber wohl nur die Rumänen oder seine Zigeuner gegeben haben. 'Fritz' spricht sich leicht aus, bei ihnen heißt drum fast Jeder 'Fritz.'“

Da begann die Musik im Pavillon wieder. Ein kurzes Vorspiel, dann trat der kleine Capellmeister mit seiner Geige hervor und mit einem Ausdrücke, aus welchem eine ganze Welt voll bitteren Seelenschmerzes hervorquoll, zog, über die Saiten seiner Fiedel das Ab'sche Lied dahin:

„Du liebes Aug', Du lieber Stern“

nur leise von den Instrumenten begleitet, welche in ehrsüchtiger Bewunderung zu ihrem Heiler aufschauten. Mit halbgeschlossenen Augen stand er da, als wolle er in seinem Liebesrausch nicht durch den Lärm auf seine Umgebung geistert werden; dann, als der letzte Ton verklungen war, legte er die Geige mit einer heftigen, leidenschaftlichen Bewegung weg und sank auf seinen Stuhl zurück.

Kein Pfeilschmerz lohnte das herrliche Spiel; die große Menge hatte das Lied wohl kaum beachtet; sie hatte ja auch kein Verständnis für die fremdlandliche Musik. Selbst die Deutschen an den Tischen da zeigten nur geringe Theilnahme. Aber in den Augen des Fremden blinkte so etwas wie eine Thräne; sein Antlitz war bleich; ein Asten floß durch seinen Körper; schmerzhaft audte es um seinen Mund, plötzlich sprang er auf, eilte in den Pavillon und im nächsten Augenblick legte er dem kleinen Capellmeister die Hand auf die Schulter.

„Du bist's, ja, Du bist's,“ sagte er mit bewegter Stimme und nannte einen deutschen Namen. „Kennst Du mich noch?“

Der Lautarkönig starrte ihn an wie ein Schreckbild, dann sah er empor wie aus einem schweren Traume.

„Nu te cunosc! Ich kenne Dich nicht!“ rief er abwehrend und wich mit dem Ausdrücke des Entsetzens zurück. Der Fremde suchte die Hand des Mannes zu erfassen, aber der zog sie zurück wie vor einer Natter.

„Ich war Dein Jugendfreund, warum verläugnest Du mich?“ Du warst mir immer lieb und theuer und ich hab' Dich nie vergessen!“

Der Lautar lachte laut auf; es war ein mildes, unbeheimliches Lachen. „Ja,“ stieß er hervor, „ich erkenne Dich, Du bist's, mit dem ich — aber ich will Dich nicht kennen. Nu te cunosc! nu te cunosc! nu te cunosc!“

Die letzten Worte hatte er so laut geschrien, daß die Leute von den Tischen aufsprangen und neugierig nach dem Pavillon sahen. Dann schwang er sich, als gälte es das Leben zu retten, über die Brüstung hinweg und war verschwunden.

Der Fremde stand verwirrt und betroffen da, denn um ihn hatte sich eine gossende Menge geschart.

„Der Arme ist wahnsinnig,“ sagte er halblaut zu sich, indem er endlich langsam und beschämt sich einen Weg zu seinem Tische bahnte. Der alte Zigeuner, der die Kofsa schlug, folgte ihm und sprach ihn rumänisch an.

„Ich verstehe diese Sprache nicht,“ antwortete er ängstlich; aber der Musikant wich nicht von ihm, indem er fortwährend zu ihm redete.

„Was will nur der Mann von mir?“ wandte er sich an die Tischgesellschaft. Der Zigeuner stand da, den Hut demüthig in der Hand.



„Was willst Du, Zigeuner?“ schrie ihn Einer an. „Was hast Du mit dem Herrn da?“

„Wenn mir der fremde Bojar einen Backfisch giebt oder eine Fla Wein bezahlt, so will ich ihm eine Geschichte erzählen, die einige Para werth sein mag. In zwei Stunden haben wir Zelerabend, vielleicht schon früher, wenn der Frit nicht wiederkommt.“

Man verdohnte sich dem Herren, welcher sehr erregt war, das sonderbare Anerbieten des Kobfischlagers. Er wollte häufig ein und während der Zigeuner sich mit einer demüthig vernehmlichen Verbrüderung entfernte, hat er einen der Männer, ihm das zu übersehen, was man von dem Musikanten zu hören bekommen würde.

„Ich bin auf einer Erholungsreise nach dem Oriente begriffen,“ sagte er hinzu, wie um sich der Neugierde gegenüber zu rechtfertigen, welche aus allen Mienen sprach. „Das Uebrige werden Sie vielleicht später hören. Das Eine aber ist gewiß, denn ich sehe in diesem Augenblicke die Bestätigung dafür: selbst der unwahrscheinlichste Roman, wie ihn die gütigste Phantasie eines Dichters nur zu erfinden kann, wird von der Wirklichkeit des Lebens bisweilen übertroufen.“

Der Lautarkönig kam nicht wieder. Nach einer Stunde nahmen die Musikanten ihre Instrumente unter die Bäume und zogen ab. Die Wartungsgäste gingen auch bald; die Wirthschafter auf den Tischen verloschten eines nach dem andern; nur der Tisch, an welchem man die Erzählungen des Zigeuners erwartete, war noch voll besetzt. Und da stand auch schon der Kobfischlager. Man hob ihm einen Sessel und ein Weinglas zu, er that einen langen, dürstigen Zug, dann drehte er gemächlich eine Cigarette und sah „den Bojaren“ scharf an. „Ich will,“ so begann er endlich, „den Herren da die Geschichte so erzählen, wie sie uns der Frit an seinem Hochzeitstag zum Besten gab, als er die Walbassa zum Weibe nahm, des Kaulpfeifers Janku Tochter. Das ist nun freilich lange her und die arme Walbassa, die schönste Blume unseres Stammes, liegt längst unter der Erde, aber keiner von uns, die damals dabei waren, hat die Geschichte vergessen: es war das erste und das letzte Mal, daß der Frit so aus sich herausgegangen ist. Und nicht nur er war noch dazu, nüchtern wie ein Waisel! Ich hab mir's nicht merken können, wie das Land und die Stadt heißt, woher der Frit gekommen ist, es muß verstreut weit sein von dort bis hierher. Da draußen in seiner Heimat hat er geigen gelernt bei einem großen Professor an einer großen Musikschule; er hat vom Geigen geigen gelernt und das ist schwer: wir hier verstehen das nicht, wir fiedeln aus dem Kopfe nach was wir so hören, und das ist leichter. Der Frit hat gut gelernt und er wäre gewiß auch ein großer Professor geworden, aber da ist die Liebe und die Falschheit gekommen, die immer bei einander sind und die haben ihn zu Grunde gerichtet. Die alte Geschichte! Er liebte ein Mädchen und glaubte sich geliebt. In glücklicher Freude vertraut er seinem Freunde sein Liebesgeheimnis an. Der Freund ist neugierig, die Auserwählte zu kennen: er steht sie, er liebt sie, er schmeichelt ihr und eines Tages hat ihm der gute Freund die Herzgeliebte weggeschleppt. Das war so weiter nichts wie eine kleine Freundschaftsprobe, und der Frit hätte dazu „danke“ sagen sollen, denn der gute Freund hat ihm durch seinen Liebesdienst gewiß mancher herbe Erfahrung erspart, die er mit der „Herzgeliebten“ gemacht hätte, wenn er sie an den Altar geführt hätte. Wer weiß, wie es dem „Freunde“ mit dem süßen Kinde ergangen ist; Sie können ihn fragen, meine Herren, da ist er ja!“

Der Kobfischlager sagte das, ohne dem Fremden durch eine Bewegung oder einen Blick zu verrathen, daß er von ihm spreche; das Alles klang wie ein Monolog, den er in sein halbgeleertes Weinglas hinein sprach. Bei seinen leichten Worten aber richteten sich ganz unwillkürlich alle Blicke auf jenen Mann, den ein seltsamer Zufall hieher gerufen hatte, um einer vielleicht längst vergessenen Schuld angeklagt zu werden.

„Der Mann spricht von mir,“ sagte er ruhig, „und ohne auch die Sprache des Landes zu verstehen, weiß ich recht wohl, was er Ihnen erzählt. Aber eine Rechtfertigung, eine Verteidigung bin ich Ihnen doch wohl nicht schuldig, also lassen Sie weiter erzählen, ich bitte Sie!“

Er füllte dem Kobfischlager das Glas und dieser fuhr fort:

„Als sich der Frit verrathen sah, da war's mit seiner Vernunft vorbei. Wie alle vertriebenen Völker, hielt er sich jetzt für den unglücklichsten Menschen der Welt. Er überließ sich willenlos einer Traurigkeit, in der er sich wohlgefiele, und anstatt die Violine zu nehmen und den Liebeskummer hinweg zu fiedeln, ging er in die Weinstube und spülte ihn durch die Rebe hinunter. Was soll ich da noch sagen? Er wurde überdies aus Weinstube, er machte Schulden aus Gedankenlosigkeit, und eines Tages nahm er seine Geige und rannte hinaus in die Welt, er wußte selbst nicht wohin. Da hat's ihn in die Tücker verhängen und der Zweifel weiß, wo sonst noch bin, bis er eines Tages wieder gekommen ist. Und hier hat ihn das Unglück erreicht, das ihm die ganze Zeit nachgelauert ist, um ihn zu packen. Hier wurde er todtkrank, und als er endlich aus dem Ringen mit dem Tode zum

Selbstbewußtsein erwachte, da fand er sich in einer armen Hütte bei armen Leuten wieder. Ja, die Armen sind doch bessere Menschen als die Reichen! Vor seinen reichen Landsleuten hätte er verhungern können, wie ein Hund, die haben keine Hand für ihn gerührt, die haben nur die Kesseln geküßt und ihm gute Lehren gegeben.“

Der Kobfischlager leerte sein Glas auf einen Zug.

„So ist's,“ bekräftigte der Alte, indem er es wieder füllte. „Es graut Einem vor der Welt, wenn man sie kennt, weiß Gott! es graut Einem. Der einmal untertaucht, dem brüsten sie gern noch den Kopf unter's Wasser. Es ist dann wieder Einer weniger da. Hinunter mit ihm!“

Dann wandte er sich zu dem Fremden. „Der Zigeuner erzählt uns da, wie der, wie Ihr Freund so schön langsam zu Grunde gegangen ist. Die alte Geschichte! Sie werden sie aus Romanen kennen. Weiter!“

„Eines Tages,“ so fuhr der Erzähler fort, „traf ich draußen in der Mahala ein armes, kranke, blaßes Büschchen, wie es mit Thränen in den Augen einem Trübsalshelden eine Geige verkaufen wollte. Es verlangte ein Spottgeld, aber der elende Schächerer wollte nicht einmal die Hälfte geben. Das konnte ich nicht mit ansehen! Ich gab dem Frit — denn er war es — zu verstehen, daß er mit mir gehen sollte: ich nahm ihn mit mir in die nächste Kirschkraut und dort ließ ich auftragen, soweit meine Bauschaft reichte: Marmelade, Zwiebel, Brot, sogar Fisch und Speck. Daß der da gegessen! So etwas hab' ich mein Lebtag nicht gesehen! Dann führte ich ihn zum Kadureano, unserem Capellmeister — Gott hab' ihn selig — und denselben Abend hat er schon das erste Mal mit uns geegelt, da draußen im Karnagarten bei der Mutter Tudora. Dann ist er mit uns hinausgezogen in die „Gigante“, wo wir Zigeuner wohnen; dort hat er ein Nachtlager und freundliche Gesichter gefunden. Und in derselben Nacht hat er sich einen furchtbaren Eid geschworen, daß er bei uns, bei den „Ausgesessenen“ bleiben und nun und nimmermehr zu Denken zurückkehren werde, die sich die „menschliche Gesellschaft“ nennen. Er hat den Schwur gehalten, er ist bei uns geblieben, wenn vielleicht Anfangs auch mit schwerem Herzen. Dann hat es ihm die schöne Walbassa angethan — Gott hab' sie selig — und Janku, ihr Vater, der Kaulpfeifer, hat sie ihm gern gegeben, denn der Frit verdiente sich mehr Geld als wir alle. Bisher hatten die Lautari nur ihre Hora, ihre Serba und ein paar Nationallieder gesiebelt: der Frit hat ihnen die fremden Tänze und Lieder beigebracht. Er wurde der Professor, zu dem die Lautari herbeizogen, um zu lernen, und wenn es den Herren da beliebt, so können sie ihn draußen in seiner Wohnung jeden Vormittag sehen, wie er unsere Vorfahren unterrichtet. Heute ist der Frit der Lautarkönig und ich möchte Den sehen, der ihm seinen Rang streitig macht! Aber wo bleibt denn der Bojar?“

Die Tischgesellschaft hatte es kaum beachtet, daß der Fremde während der Erzählung aufgestanden und in die Wirthsstube getreten war. Der Wirth, der drin am Tische saß, bemühte sich, seinen Argwohn gegen den Fremden, der ihm den Frit „beraigt“ hatte, zu verbergen, denn er vermuthete in ihm mit dem Instincte des bösen Gewissens einen Geheimagenten der Polizei, der nach dem Lautarkönig sahnte. Der Fremde rief ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb mit der Erregung zitternder Hand:

Armer, armer Freund!

„Ich habe schwer an Dir gesündigt, aber auch unfähig schwer dafür gebüßt. Du wirst mir verzeihen, wenn Du nur zu ahnen vermagst, was ich gelitten habe und in dieser Stunde leide. Die Hoffnung auf ein Wiedersehen muß ich aufgeben. Lebe wohl! Dein M.“

Das Blatt faltete er leicht zusammen und überreichte es dem Kellnerburschen, indem er ihm zu verstehen gab, es dem Zigeuner draußen an dem Tische einzuhändigen. Dann ging er langsam Schrittes und gedankenvoll davon. Draußen vor dem Thore bemühte er sich, den Namen der Straße, die Nummer des Hauses zu entziffern, die er dann in seine Brieftasche aufschrieb; dann führte ihn eine Birse, ein Lohnfuhrwerk, der Stadt zu.

„Der Herr kommt ja nicht wieder,“ sagten die Leute an dem Wartentisch; „dem scheint die Geschichte zu Herzen gegangen zu sein.“

„Wenn er wenigstens bezahlt hätte!“ meinte Einer spöttisch. „Habt Ihr gesehen, daß er bezahlt hat?“

Da kam der Bursche mit dem Bettel, den er dem Kobfischlager reichte.

„Der ist für den Frit,“ erklärte der Alte, nachdem er den Inhalt vorgelesen hatte. „Der wird sich darüber ärgern, oder freuen, oder sonst etwas. Du, Bursche, hat der Bojar bezahlt?“

Der Kellner zeigte schmunzelnd einen Dukaten.

„Ein feiner Herr!“

Dann blies der Bursche den Leuten die Lichter vor der Nase aus.



## Im Bann der Freien Reichsstadt.

(Mit Illustration.)

Es war im Jahre 1468. Die Stadt Rüttich wurde von Karl dem Kühnen belagert. Schon acht Tage lang tobte der Kampf und nicht mehr lange vermochte die geschwächte Einwohnerschaft dem mächtigen Feinde zu trotzen. Eines Morgens, als Alle in der Kirche zu einem innigen Gebete vereint waren, klang plötzlich die Sturmglocke und der Schreckensruf durchhallte die Straßen, daß der Feind die Stadttore erbrochen habe.

In wilder Flucht lief die Menge durcheinander. Auch eine junge Frau Namens Afra suchte mit ihren beiden noch sehr jungen Kindern und ihrem verwundeten Gatten zu entkommen. Es gelang ihnen, jedoch erlag der Mann bald dem furchtbaren Elend.

Afra wanderte müden Schrittes immer weiter, um nach Nürnberg zu ihrer Mutter zu gelangen. Noch hatte sie einen weiten Weg vor sich und doch war es ihrem schwachen Knaben unmöglich, noch einen Schritt zu thun. Das Glück führte den Armen einen Wagen in den Weg, welcher sie aufnahm. Bald entschlummerten die Schwere geprüften.

Plötzlich wurden sie durch einen heftigen Stoß wieder erweckt und Afra suchte vergeblich nach ihrem Töchterchen. Es war genöthigt abzuspringen und lief wie eine Wahnsinnige wieder die Landstraße zurück — doch das Kind blieb verschwunden.

Endlich lehrte sie um, und fand nach langem Umherirren mit ihrem Knaben eine Primat bei ihrer Mutter. Indessen war die kleine Tochter der unglücklichen Afra nicht zu Grunde gegangen, sondern gefunden und dem Ritter von Maltheim übergeben worden, welcher sie Zimgard nannte und sie als sein eigenes Kind erziehen ließ.

Die Ritterfamilie hielt gute Freundschaft mit den Ueberen eines reichen Patrizierhauses. Der Herr dieses Hauses war Willibald Ebner, einer der angesehensten Kaufherren in Nürnberg. Sein höchstes Gut waren seine Kinder, ein frischer Knabe, Berthold genannt, und zwei liebliche Mädchen, von denen die ältere und zugleich schönere Margaretha hieß. Oft besuchten die Kinder des Ritters von Maltheim, Zimgard und Ullrich, letzterer ein schöner blonder Knabe, die Kinder des Kaufherren.

Als in späterer Zeit Zimgard erfuhr, daß Afra ihre Mutter sei, welche einst die Magd der Frau Ebner gewesen, wollte sie der Welt entgehen und ging in's Kloster, welches in der Nähe von Hohenheim lag, und wurde später dessen Äbtissin.

Auch Berthold, der Sohn Ebners, war genöthigt in's Kloster einzutreten, um einem frommen Gelübde seiner Mutter Genüge zu leisten. Jedoch er konnte das einsame Leben nicht ertragen und entflo. Er fand Aufnahme bei dem Deutschen Orden und hatte später noch einmal das Glück, als Ritter Berthold von Franken seine einst heimgeliebte Zugenstfreundin Zimgard aus den Händen wilder ausländischer Bauern, welche in das Kloster eingedrungen waren, zu retten.

Ullrich und Margaretha wurden glücklicher. Sie liebten sich gegenseitig von ganzem Herzen und Ullrich von Walthelm wurde nach einigen Schwierigkeiten Margarethas glücklicher Bräutigam.

An einem klaren Herbsttage wurde die Hochzeit glänzend gefeiert. Die Brautgesellen Ullrichs bestanden theils aus jungen Adligen, theils aus Jünglingen aus den vornehmsten Familien der Stadt. Bunte Teppiche bedeckten die Straße bis zum Gotteshaus, und eine schaulustige Menge bildete ein dichtes Spalier. Die Brautjungfer wurde von manchem schönen Mädchen umher verfolgt. Er trug ein Wams von rothem Sammet mit dunklem Pelz besetzt, darunter ein Gewand von Goldbrokat und vortheilhaftes Beinkleid. Margaretha bot ein reizendes Bild in ihrer Hochzeitstracht. Ein Kleid von rosenrother Seide umschloß die schlanken Glieder. Ein Unterkleid von gemustertem Silberbrokat blühte darunter hervor. Auf dem goldenen Wädhgenköpfchen ruhte der grüne Brautkranz und ein Epifenscheiter waltete bis zur Erde herab.

Nach den Hochzeitstagen reisten die jungen Seligen Gatten in ihre neue Heimat, wo sie lange glücklich zusammen lebten.

Die vorstehende Erzählung ist ein kurzer, flüchtiger Abriss aus dem im Verlage von Ferdinand Dietz u. Sohn in Leipzig erschienenen reich illustrierten Erzählungswerke von Brigitte Augusti: Im Banne der Freien Reichsstadt, welches sich als sinniges Geschenk, besonders auch für junge Mädchen vorzüglich eignet.



Der Hochzeitzug „Im Banne der Freien Reichsstadt“.  
(Verlag von Ferd. Hirt und Sohn in Leipzig.)

## Schlesische Chronik.

**Breslau.** Von Seiten des königlichen Polizeipräsidenten hier ist eine erheblich verstärkte veterinärpolizeiliche Controle der Wochenmärkte und insbesondere der Fleischverkaufsstätten angeordnet, auch ist der Stadtfreis Breslau in zwei thierärztliche Bezirke eingetheilt worden, wodurch eine erhöhte Inanspruchnahme der betreffenden Position des Etats der polizeilichen Einnahmen und Ausgaben herbeigeführt worden ist.

Der Magistrat beantragte deshalb eine Verstärkung des bezeichneten Etats um 3150 Mark, welche die Stadterordnetenversammlung genehmigt hat.

**Breslau.** Nachdem am 1. April dieses Jahres das königl. Friedrichs-Gymnasium hier in die Verwaltung des Staates übergegangen ist, erfolgte am 29. April die offizielle Uebergabe an den Staat.







## Für's Haus.

**Um viele und gute Gänse zu ziehen,** muß man den Gänzen zur Begeiz viel Ruhe und größtmögliche Bequemlichkeit geben. Die Gänse, welche im besten Einvernehmen miteinander während des Sommers und Herbstes leben, kämpfen auf's Fertige untereinander während der Begeiz. Die Resultate dieser Streitereien sind stets unbedeutend. Fliehendes Wasser scheint während der Begeiz unbedeutend, da ohne dieses die Mehrzahl der Eier unbedeutend sein wird. Ist Wasser vorhanden, so genügt ein Gänsestall auf fünf Gänse. Eine Gans von guter Hase legt bis zu 30, ja 35 Eier, die fast alle befruchtet sind, wenn die Legerin Grünzeug, viel Pflanz, gutes Körnerfutter und Wasser zur Verfügung hatte. Die Gänsezucht ist, wo Viehen am Wasser und zur Mauerzeit ausgedehnte Weideplätze zur Verfügung sind, wohl einer der nützlichsten und am wenigsten den verschiedenen widerwärtigen Zufällen der Zucht anderen Geflügels ausgesetzten Erwerbszweigen.

**Schuhsohlen dauerhaft zu machen.** Man mache eine beliebige Quantität Leinöl und befeuchte die Sohlen so oft damit, als sie noch etwas davon einziehen. Das Öl kann kalt sein, besser aber ist es, wenn es warm (nicht heiß) angewendet wird. Das Leinöl darf nicht über hellen Feuer gekocht werden und das Gefäß muß wenigstens die doppelte Quantität des Leinöls fassen können, weil es sehr steigt. Setzt man dem gekochten Leinöl 1/10 seines Gewichtes Kalkmilch, oder in Ermangelung dieses 1/10 Schweinefett zu, so hat man eine gute Seifelschmiere. Nach durch Bestreichen neuer Sohlen mit Firnis kann man sie dauerhafter machen.

**Ein englisches Blatt für's deutsche Haus.** Im Verlage von Runde & Vacker in Berlin SO. Köpenickerstraße 16, erscheint seit einiger Zeit „The Home Journal“, welches die Absicht verfolgt, der englischen Sprache in Deutschland weitere Verbreitung zu schaffen. Bei trefflicher Ausstattung und billigem Preis zeigt sich diese Bestrebung in so frischer, anregender Weise, daß das Journal die Nachfolge von Hollbergs früherem ähnlichen Unternehmen würdig antritt. Nach dem Plane der Herausgeber soll sich das „Home Journal“ so reichhaltig und interessant wie möglich gestalten und Novellen, Lustspiele, instructive Artikel, Anekdoten, Gedichte, Compendien, Wortspiele und sog. „Miscellaneous“ in bunter Reihe den Lesern vorführen, um ein anregendes und belehrendes Organ hervorragenden Nanges in englischer Sprache zu schaffen, einer Sprache, die als Weltsprache und zugleich ihrer nahen Verwandtschaft mit der deutschen Sprache mehr und mehr in Deutschland sich einbürgert und die meiste Verehrung hat, von allen Gebildeten erlernt zu werden.

## Allerlei Heiteres.

**Aus Zeitungsblättern.** „Mosenhof ist ein romantischer, industrie-reicher, mit Gasbeleuchtung versehen, halbtägiger Eisenbahnpunkt von fünftausend Seelen.“ „Der Ausbau der neuen Zementfabrik in A. wurde durch die Steigerung der Arbeitslöhne z. vergögert, indessen hofft der Landbesitzer, dennoch, dieselbe im Frühjahr begeben zu können.“ „Don Carlos ist eine stattliche Erscheinung, besonders zu Pferde, dessen Aussehen sich, seitdem er einen Bart trägt, sehr zu seinem Vorteil verändert hat.“ „Jeder, welcher ein Herz für das ihn umgebende und ihm täglich vor Augen tretende Bettler- und Landstreicherelend hat, wird an demselben den warmsten Antheil nehmen und dasselbe zu fördern suchen.“ „Bei der am letzten Samstag vorgenommenen Futterrevision wurden wiederum drei Frauen erwischt, welche nicht das richtige Gewicht hatten.“ „Gestern wurde in Wadberg einer der wenigen noch lebenden Veteranen aus den Jahren 1813 und 14 begraben.“ „Bei diesem Eisenbahnunfall sind allerdings Beschädigungen des Fahrpersonals, aber glücklicher Weise keine Verletzungen von Personen vorgekommen.“

**Aus dem Soldatenleben.** Bei einem Manöver giebt der Rittmeister der Ordnung einen Befehl zur schlammigen Beförderung; diese sprengt davon, das Pferd springt über einen Graben und wirft den Reiter ab. „Donnerwetter!“ schreit der Rittmeister dem Manne nach, „halten Sie sich nicht so lange unterwegs auf, die Sade hat Eile.“ — Bei der Revision: „Hüßler Schneider! Mach' Er, Rechts um! und dann mal Rechts! So, und nun befehl' Er sich mit seinen Tornisten von hinten, wie häufig der aussieht.“ — Bei der Inspektion: „Im Kriege ist der Soldat ein Anderer, das wißt Ihr. Der echte Soldat soll aber auch Menschlichkeit kennen. Was würden Sie, Herrut Schulze, thun, wenn Sie bei einer Vorgesetztenrecognition plötzlich hinter einer schützenden Mauer zwei feindselige, unbewaffnete Soldaten sähen, die, ohne an einen Ueberfall zu denken, dasitzen und etwas aus einer Flasche trinken?“ „Herrut!“ — Gut bedient. Ein junger Offizier befindet sich mit seinem Hauswirth in einer Gesellschaft und hört, wie dieser ein Langes und Breites über militärische Verhältnisse schwätzt. „Sagen Sie mal, lieber Herrut“, ruft er, „wo haben Sie eigentlich gedient? Haben Sie überhaupt eine Ahnung, wie ein Gewehr aussieht?“ „Na, Herr Leutnant,“ erwidert Herrut, „hab' ich Ihnen nicht oft genug etwas vorgelesen?“

**Aus der Theaterwelt.** Ein Bassist einer Provinzialbühne, welchem an einem anderen Theater ein glänzenderes Engagement in Aussicht stand, begab sich zum Director und bat um seine Entlassung. Dieser schlug sie ihm jedoch in Anbetracht seiner großen Verwendbarkeit rundweg ab. „Dann muß ich mir selbst helfen“, brummte der Bassist und ging von dannen. Einige Tage später wird der Bassist gegeben. Während die Bühne die Vollschrift darstellt und Kasper am sich den Rauberkreis gezogen, erregt sich Folgendes: Mit mäßiger Stimme spricht er den Kasper an und beginnt zu sprechen. „Gins, wint's dämonisch von seinen Lippen und ein richtiges Wildschwein rennt im Vorbeigehen vorüber.“ „Guten Abend, Frau Directorin“, ruft er ihm zu, „was thun denn Sie so spät noch in der Vollschrift?“ — Tags darauf war er entlassen.

**Ein befriedigter Beurtheiler.** Ein fünfundsechzigjähriger Taugenichts, welcher seine langjährige Laufbahn noch mit einem schweren Verbrechen getrübt hatte, wird von der Jury schuldig gesprochen. Der Gerichtshof verurtheilt den Verbrecher zu einer zwanzigjährigen Kerkerstrafe. Der Verurtheilte (zum Beurtheiler): „Es steht Ihnen das Recht der Verurteilung zu.“ Der Beurtheiler (weinend): „Ich nimm die Strafe an, Kaiserlicher Herr Rath! Jesas, das hält' i mir gar nüt verhofft, daß i no so lang leben wer'!“

## Spiele und Denkaufgaben.

## Schach.

(Redigirt von J. Mindwisch in Leipzig.)

## Aufgabe XVIII.

Von Andor von Spöner in Großsennitz.

## SCHWARZ.



## WEISS.

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

## Lösung der Schachaufgabe Nr. XVII.

1. D a1-g1. h2-g1.
2. T h1-h8 ♚. g2-h1.
1. . . . . g2-h1.
2. D g1-g8 ♚. h7-b6.
1. . . . . c6-c5.
2. S b5-c7 ♚.

## Silbenräthsel von Wilhelm Branten.

Untenstehende Silben können auf zweifache Weise zu Wörtern zusammengestellt werden.

Erstens können dieselben bezeichnen: eine Ringe, einen Baum, eine deutsche Hauptstadt, französische Truppen, Bezeichnung eines Schuldners, eine spanische Provinz, einen weiblichen Vornamen, ein Flüssigkeitsmaß, eine Stätte in einer Wüste, einen Wägen, eine Truppengattung, ein biblisches Land, einen französischen Maler, einen Vogel, einen französischen Vornamen, eine afrikanische Stadt, eine alte Völkerzahl, ein Gebirge.

Zweitens: einen Schlachtopfer, einen südamerikanischen Freistaat, einen deutschen Fluß, ein Berührungsmittel, einen italienischen Componisten, ein Blutgefäß, ein uraltes Herrschergelecht, eine Stadt in Kleinasien, einen pommerischen Fluß, ein italienisches Gebirge, einen Leuchter, eine türkische Provinz, ein Gebirge, einen italienischen Bildhauer.

a, a, al, al, an, an, ba, bel, ber, bi, co, cho, do, do, der, do, e, en, gor, go, he, ka, kun, ke, la, la, le, li, lin, ma, na, ne, nen, nen, ni, ni, o, pe, pen, ra, ro, ru, se, tor, u, ve, von, zu.



